

J U G E N D

MÜNCHEN 1940 / NR. 7 / STADT DER DEUTSCHEN KUNST / PREIS 40 PFENNIG



Quinchu lebte mit seinem Weib in Unfrieden, was auch bei uns zuweilen vorkommt. Doch beendete der Indianer, wild und unzivilisiert, wie er war, jeden Zank damit, daß er die Arme fürchterlich verprügelte. Nach europäischen Begriffen wäre das für den Mann schon peinlich gewesen, wie viel mehr erst für das Weib. Doch bei den meisten, wenn nicht bei allen Indianerstämmen Südamerikas denkt man darüber anders. Seinem Weib den Buckel vollzuhaufen, wenn er es für notwendig hält, gehört da nicht nur zu den unverbrüchlichen Rechten des Ehemannes, sondern ist unter Umständen seine Pflicht. Es würde zu weit führen, alle Umstände aufzuzählen, die mit diesem Brauch zusammenhängen, auch ist es zweifelhaft, ob es einem Europäer gelingen würde, in die tieferen Gründe solcher barbarischer Sitte einzudringen. Bekannt ist, daß es für einen Dritten, sei er Indianer oder Weißer, nicht ratsam ist, wenn er zufällig Zeuge eines solchen Vorganges sein sollte, sich da in einer Art hochherziger Anwendung darein zu mischen; er würde dann nicht nur auf den Widerstand des Mannes, sondern auch auf den Zorn oder Haß des gezeigten Weibes stoßen. Die Indianerin sagt: „Mein Gatte schlägt mich nicht — er liebt mich nicht mehr!“ Und eine andere hörte ich, als ihr Mann sich weigerte, sie mit dem geschmeidigen Rohrstock, den sie ihm brachte, zu verdreschen, zu ihm sagen: „Besser du schlägst mich, als daß du mir viele Tage böse bist!“

Doch Quinchu, der Convivindianer, von dem hier die Rede ist, hatte es vielleicht zu toll getrieben, oder hatte Grund dazu, oder glaubte, Grund zu haben — ich vermag die Beweggründe seiner Handlungsweise nicht zu beurteilen. Jedenfalls lief sein Weib eines Tages zum Medizmann und bat ihn um Hilfe. Wir haben unsere Advokaten, die Indianer haben ihren Medizmann. Der ist Arzt, Apotheker, Rechtsanwalt und Richter und noch einiges mehr, alles in einer Person; das vereinfacht vieles und ist wesentlich billiger. Vor allem aber ist er Zauberer, Zauberei in seinen sämtlichen Berufen, und genießt darum großes Ansehen.

„Großer Meister“, flehte das Indianer-



Toni Roth

An ein junges Mädchen

Von Christian Felix Weisses

**Du kleine Blondine,
Bezaubert ja schon!
Die sprechende Miene,
Kann bitten, kann drohn.**

**Schon hebst den Schleier
Die wachsende Brust;
Die Blicke sind Feuer
Und tötende Lust.**

**Schon ladet zum Küssen
Der schwellende Mund,
Schon wölbt dein Füßchen
Sich niedrig und rund.**

**Du singest, du spieltest,
Du tanzest, wie schön!
Und willst, was du fühltest
Dir selbst nicht gestehn.**

**Die Mutter mag sagen,
Du seist noch zu klein:
Du darfst es nur wagen,
Es nicht mehr zu sein.**

**Noch kleiner, Rosette,
Ist Amor, als du.
Oh, laß ihm zum Bette
Dein Herzchen doch zu!**



Ilse Palm

weib, „mein Mann, mein Herr und Gebieter schlägt mich mehr als ich vertragen kann. Gib mir ein Mittel gegen seine Grausamkeit, oder er wird mich umbringen!“

Der Medizmann sah nachdenklich vor sich hin, „Hat er in der letzten Zeit geschickt?“ fragte er nach einer Weile.

„Ja, gestern, wir haben drei Körbe voll.“
Der Medizmann ordnete an, daß Tabak gekaut wird, trank den bitteren Saft, murmelte geheimnisvolle Beschwörungen und versenkte sich in die tief innere Ruhe, aus der ihm die Bilder der Eingebung aufstiegen. Dann stand er auf und sagte: „Nimm einen Schluck Wasser in den Mund, wenn dein Mann zornig wird, dann wird er dir nichts mehr tun können.“

Das Weib ging und befolgte den Rat. Und es half. Quinchu schlug sein Weib nie mehr zu oft oder zu heftig, ja er tat es von nun an fast allzu wenig.

Da ging es zum Medizmann, seine Söhne schleppten einen Korb voll geräucherter Fische, einen Korb frische Kokosnüsse und eine bauchige Kürbisflasche voll Maiswein herbei; und das Weib sagte: „Großer brujio! Tausend Danke, daß du mir geholfen hast! Wie bringst du das nur fertig, daß ganz gewöhnliches Wasser eine solche Zauberkraft ausüben kann, es ist mir unbegreiflich.“

„Es ist nicht das Wasser allein“, erwiderte der Tabakschlucker freundlich. „Wenn du es im Mund hältst, kannst du nicht mehr sprechen. Das besänftigt deinen Mann und er kann seine Hand nicht gegen dich erheben.“

Die Indianerin war starr vor Staunen. „Du bist wirklich weise!“ meinte sie dann.

Liebe Jugend!

„Ach, Fräulein Olga, ich fiebere...“
„Sprechen Sie doch mal mit meinem Vater!“

„Darf ich wirklich...?“
„Warum denn nicht? Er ist doch Arzt!“

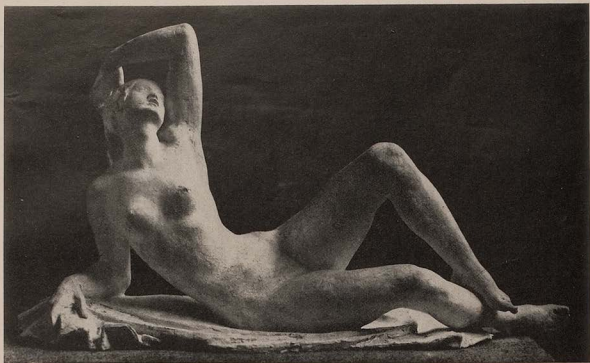
Der Freund der Schwester kam zu Besuch und sagte zum kleinen Peter: „Ich werde deine Schwester heiraten!“

„Ach“, meinte Peter, „da bist du nicht der erste, der mir das erzählt!“ Beye



Bräbe

Unser Titelbild stammt von Adolf Jutz



Ferdinand Liebermann

Das Stilleben

VON ERNST PENZOLDT

Finsterlin stand bei den Nachbarn in dem Ansehen, stets außerordentlich in Anspruch genommen zu sein. Ungeachtet seines schätzbaren Anzugs und seiner armeligen Behausung, begegnete man dem zierlichen Greis überall mit besonderer Ehrerbietung. Tatsächlich aber lebte er schon seit Jahren von einer kümmerlichen Rente, einem Almosen fast, das ihm ein Nefte bewilligt, nicht aus Nächstenliebe freilich, sondern in der Absicht auf gewisse „Reichtümer“, die der alte Mann angeblich noch besaß.

Trotz seiner Rüstigkeit hatte er sich mit der Zeit eine gewisse chevalereske Art anstudiert, leicht gebeugt am Stock zu gehen, ließ sich auch nie ohne Handschuhe auf der Straße blicken, wobei er den Rechten stets lässig in der behandschuhten Linken hielt.

Solche Emsigkeit geschah einer schönen Sache zuliebe, einem Objekte, wie Finsterlin sich meist ausdrückte. Manchmal nannte er es in seiner verschraubten Rede-weise schlechthin „das Vermächtnis seiner Ahnen“, das er verwaltete. Diese Anspielung betraf nichts als ein altes Ölgemälde, von dem allerdings in der Familie die Legende ging, daß es sich da-

bei um ein Original Rembrandts, nämlich von unschätzbarem Werte handle.

Finsterlin erbte das Bild in der pfiffigen Erkenntnis, auf billige Weise in den Besitz eines Millionenobjektes gekommen zu sein. Er wußte, daß gewisse Käuze, Amerikaner vor allem, schon gewaltige Summen für ähnliche Dinge geboten hatten.

Das Erststück war ein Stilleben und stellte eine Allegorie der Vergänglichkeit dar, auf Leinwand gemalt, gefaßt von einem altersschwachen, schwärzlichen Rahmen, darin der Holzwurm fraß.

Übrigens ließ sich Finsterlin mit dem Veräußern ruhig Zeit. Das Objekt verlor ja nicht an Wert, im Gegenteil.

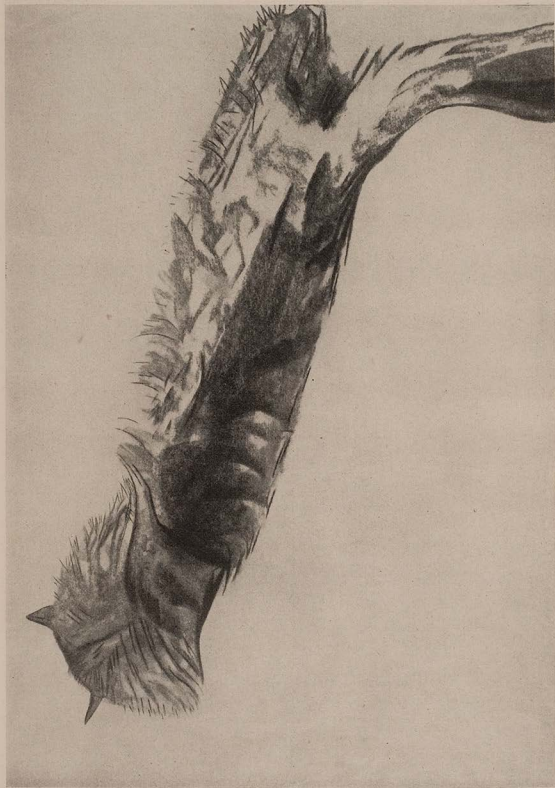
„Ein herrliches Bild, nicht wahr“, pflegte Finsterlin zu sagen, wenn er sich herbeiließ, seinen Rembrandt einem Fremden zu zeigen oder besser: ihn zu enthüllen. Denn für gewöhnlich war das Bild gegen die verderbliche Einwirkung des Lichtes mit einem grünen Samtvorhang verdeckt.

„Ein geniales Bild, und aus seiner besten Zeit“, lobte der glückliche Besitzer. „Welche Meisterschaft des Pinsels, welch virtuose Delikatesserie und nicht zuletzt, welche Gedankentiefe“. Dann erklärte er in gezielten Wendungen, gleich einem Frem-

denführer die geistreichen Sinnbilder des Todes, den strohukränzten gelben Schädel, die abgelaufene orientalische Sanduhr, die eben erloschene, aber noch schwelende Kerze und die zerblättrte Rose, deren äußerst naturgetreue Wiedergabe er scherzhaft betonte, indem er daran roch. Er vergaß nicht, auf die Seifenblase hinzuweisen, darin sich sinniger Weise das Gesicht eines schönen schwermütigen Mädchens spiegelte, das außerhalb des Bildes zu denken war, offenbar die Geliebte des Künstlers.

Nur der Sinn des aufgeschlagenen Buches mit seinen altertümlichen, fast unleserlichen Schriftzeichen rechts von der Sanduhr schien nicht so ohne weiteres zu deuten, wenn man nicht am Ende gerade hier den Schlüssel zu der Magie des Kunstwerks suchen mochte. Laßt sehen!

Mit Hilfe einer Lupe war es Finsterlin bald geglückt, wenigstens einen Satz darin zu entziffern, ein lateinisches Zitat. Es lautete: *artem non odit nisi ignarus*. Als bald begann Finsterlin, lustige Weisen summend, zu kombinieren und zu rechnen, denn es bestand für ihn kein Zweifel mehr, daß dieser Satz nur ein rosenkruzerisches Anagramm sein konnte oder wenigstens



Mein Kater (aus dem Buch „Der andere Oudbrasson“, Kauer-Verlag, Königsberg)

Olaf Gulbransson

ein Stück davon, wahrscheinlich jedenfalls eine geschickt maskierte Nachricht des Bildurhebers an die künftigen Beschauer.

Finsterlin löste spielend die Charade: die Geheimschrift verbarg die Signatur des Malers, enthielt sie doch sämtliche Buchstaben des Namens Rembrandt bis auf das b. Das konnte kein Zufall sein. Stünde überdies statt des Wortes Ignarus etwa ein Improbis, was gleichfalls einen tiefen Sinn ergab, dann hätte es sich ja jeder Narr zusammenreimen können. Vielleicht also fehlte das b nur, um solche Profanierung zu verhüten.

„Ein zauberhaftes Bild, lieber Herr, die Welt spiegelte sich darin, es ist unerschöpflich in seinen Ideen!“ Er wenigstens betrachtete es nun doch schon seit fast fünfundsiebenzig Jahren täglich und entdeckte immer wieder neue Schönheiten daran.

Natürlich mußte es ihn tief kränken, wenn jemand seinen Rembrandt nicht wunderschön fand, und er wurde bitterböse, wenn „so ein Ignorant“ sich erkühnte, die Echtheit anzuzweifeln. Einen blutjungen Kunsthistoriker, der das Bild respektlos einen alten Schinken genannt hatte, warf er hinaus.

„Kleine Leute, kleine Leute“, brummelte er verächtlich ob solcher Blasphemie.

Zu diesen kleinen Leuten rechnete er auch zwei bekannte Autoritäten, die er vor Jahren, als er noch mit dem Gedanken liebäugelte, das Objekt vorteilhaft zu veräußern, um ihr Urteil angegangen.

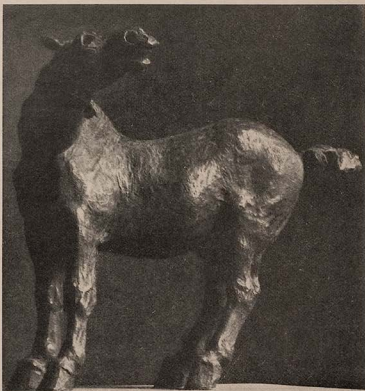
Der eine, ein Professor aus Breslau, wies nach, daß Rembrandts Palette eine völlig andere sei, sprang dann ziemlich unvermittelt auf sein Steckpferd: der Humor bei Rembrandt, über und schloß mit der Hypothese, daß es sich hier mit hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit entweder um einen späten Jan Eekhuysen († 1683) oder aber um einen Pieter Bloomdaal handeln könne. Der andere, ein Geheimrat aus Frankfurt a. M., schrieb das Objekt einem unbekannten, vermutlich flämischen Meister zu, wenn es nicht am Ende aus der Schule des Maurits van Hees stamme, und datierte es in schroffem Gegensatz zu der auf dem Bild angegebenen Jahreszahl 1656 zehn Jahre später.

Inzwischen hatte Finsterlin damit begonnen, durch eigenes Studium den Echtheitsbeweis zu erbringen, aber es stellte sich bei der Vergleichung bald heraus, daß er mit den übrigen Bildern seines Meisters nur wenig anzufangen wußte. Sie gefielen ihm nicht besonders. Er vermiste darin mit einem Worte das Gedankliche, das ewige Problem, die Symbolik, die an seinem Rembrandt gerade so liebenswert war.

Dann kam eine böse Zeit für ihn. Der vorerwähnte Neffe Viktor schrieb ihm nämlich überraschend, er sehe sich leider nicht mehr in der Lage, den langgebliebenen Onkel weiterhin zu unterstützen, es sei denn, daß er gleichsam als Unterpfand das berühmte Gemälde erhalte, das zudem vorzüglich in sein neues Herrenzimmer passe.

„Na, denn nicht“, brummte der Alte und schrieb zurück, Viktor möge seinen schönen Mammon behalten und Onkel Finsterlin behalte sein Bild.

Er mußte sich nun noch mehr einschränken. Aber war es nicht der Mühe wert, um der Schönheit willen ein wenig Hunger zu leiden? Damals begann er seine „Gedanken bei Betrachtung eines Bildes“ schriftlich niederzulegen, einen poetisch-philosophischen Versuch, darin er nebenbei sein ganzes Leben schilderte und tiefgründig über Liebe, Tod und Unsterblichkeit, die Sinnbilder dieses Bildes, sich



Alexander Fischer

verbreitete. Aber während dieser für ihn unendlich reichen Zeit geriet er arg in Schulden, und nachdem auch seine Heimatstadt kläglich versagt hatte, die er durch Handschreiben in aller Form als Erbin seines Schatzes eingesetzt, billigerweise gegen Zusicherung einer bescheidenen Leibrente, kündigte ihm der geduldige Hauswirt das Zimmer, und eines Morgens kam der Gerichtsvollzieher.

Es war ein gewohnheitsmäßig freundlicher Mensch, sanft und zäh, mit irdischer Not und Tücke gleichermaßen vertraut. Er kam für Finsterlin völlig unerwartet.

Das Bild, um Gotteswillen, er wird doch nicht mein Bild — bangte der Alte. Der Beamte hob ohne jedes Zartgefühl den Sammetvorhang auf. Ein Blick gefühlten ihm zu genügen. Nichts wert, stellte er fest und sah sich weiter um. Solches wurmt Finsterlin denn doch ein wenig, obgleich sein Bild vorerst gerettet schien.

„Nichts wert, sagten Sie?“ widersprach er giftig. „Oh, es ist ein ganz herrliches Bild!“ — und er begann leidenschaftlich die schöne Perspektive zu loben, das hohe Ethos und die ergreifenden Symbole des Todes. Aber der Beamte waltete ungerührt seines Amtes.

„Aber so hören Sie doch zu“, rief Finsterlin ganz erbot, „es ist ein Rembrandt!“

Der Vollstreckungsbeamte lächelte nachsichtig. „Das — ein Rembrandt? Nein, niemals!“

„Ein Millionenobjekt!“ schrie Finsterlin. „Schon gut“, sagte Jener und ging, nachdem er auf Finsterlins Kleiderspind

die ominöse Marke gepappt, ohne den scheitenden Alten oder sein Stilleben auch nur eines Blickes zu würdigen. —

Tage nach diesem schlimmen Besuch konnte man Finsterlin sehen, wie er in den Hinterhöfen der Umgebung zur Betrachtung eines berühmten Kunstgemäldes einlud, das er mühselig mitsamt der Stafette von Haus zu Haus schleppte, und mit nie ermattender Begeisterung die Gedankentiefe dieses Meisterwerks erklärte. Auch zeigte er, zumal den Kindern, die ihn umstanden, jenes schöne melancholische Mädchenansicht, das sich in der Seifenblase spiegelte und außerhalb des Bildes zu denken war. Auch ließ er sie an den gemalten Rosen riechen. Und, o Wunder, sie dufteten wirklich, denn Finsterlin hatte der Kunst ein wenig nachgeholfen, mit einem Parfüm, das ihm aus der Verlobungszeit geblieben war.

Indessen reichte das bische Almosen gerade so weit, daß er sich dafür eine große Flasche Benzin kaufen konnte, damit er endlich eines Abends sich und das Stilleben übergöß und anzündete.

So sah man das dürre Männlein lichterloh brennend in die alte Gasse hinstarren zum Markt, wo er, ohne von dem Bilde zu lassen, schließlich zusammenbrach, und, ehe man ihm helfen konnte, mit großem Jammer seinen Geist aufgab.

Indessen hielt sich das Gerücht, es könnte sich am Ende doch um einen echten Rembrandt gehandelt haben, weshalb an Finsterlins Beerdigung, bei der es in Strömen goß, viele Gaffer teilnahmen.



Ludwig THOMA

Olof Gullerström

IM KÜNSTLERHAUS AM LENBACHPLATZ KAMERADSCHAFT DER KÜNSTLER MÜNCHEN EV.

Der Kameradschafts-Abend

An so manchem Abend findet man jetzt im Künstlerhaus an der Türe, die ins Lenbachzimmer und in den anschließenden Bibliotheksaal führt, ein kleines Plakat mit der Aufschrift „Privat“. Das sieht außerordentlich ernst und feierlich aus, riecht sozusagen nach Privatbüro und Diskretion. Aber es bedeutet genau das Gegenteil. Es bedeutet, daß die Leute, die an diesen Abenden in den beiden Räumen des Künstlerhauses beisammen sitzen, nichts anderes als ihren „Gruabigen“ haben wollen. Die sich da treffen — es sind immer mehr als bei einem Stammtisch und immer weniger als bei einer Versammlung, es sind genau so viel, daß einer den andern noch kennt — also die sich da treffen, das sind alles Leute von der Zunft der bildenden Kunst.

Und ihre Gemütlichkeit haben sie da, mit allem, was nach Münchner Geschmack dazu gehört. Also man kann reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist, man kann in einem tiefschwarzen oder in einem himmelblauen Anzug kommen, man kann sein Dunkles trinken oder sein Schöppler Wein und kann auch mal einer netten Kellnerin ein nettes Wort sagen. Und dann: Es gibt allemal irgendein Extradank, gut und reichlich und für 70 oder 90 Pfennig; es gibt da einmal einen wunderbaren warmen Leberkäse, ein andermal ein zartes Stück Schweineschnitz mit Sauerkraut als Überraschung.

Würde eine Anwesenheitsliste geführt werden, so entdeckte man, daß sich an jedem Abend ein ganz bestimmt getönter Kreis zusammenfindet. Denn diese Namensliste würde zum Beispiel Mittwochs an die alte Künstlergenossenschaft erinnern oder an den Samstag an die alte Allotria. Durch das Freigeben dieser schönen Räu-

me ist es nun den jeweils sich artverwandt fühlenden Künstlern möglich geworden, ein wenig unter sich zu sein. Natürlich gibts keine strenge Scheidung, ganz im Gegenteil wünscht man ein immer stärkeres Zusammenwachsen aller Gruppen. Aber die Kameradschaft ist eben die große gemeinsame Palette und die verschiedenen Farben darauf sind die Vielfalt des künstlerischen Lebens Münchens.

Kaum geboren, haben sich diese Kameradschaftsabende auch schon eingebürgert. Es ist angenehm, zu einer bestimmten Stunde immer einen bestimmten Kreis im Künstlerhaus zu treffen. Jeder sagt's daher

dem andern und keiner soll auf eine besondere Einladung warten, denn ohnehin ist jeder willkommen. Und während die einen Tarock spielen, die andern überm Schachbrett grübeln, am nächsten Tisch eifrig über die Technik des Grundierens debattiert wird, während alldem setzt sich einer ans Klavier und macht ein bißchen Musik, teils für sich, teils für alle.

Das ist der Sektor Bildende Kunst „privat“. Er will seinen „Gruabigen“ haben. — Und er hat ihn.

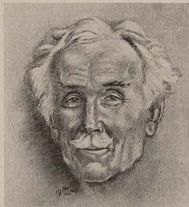
Münchener Kunstausstellung 1940 im Maximilianeum

Die diesjährige Kunstausstellung 1940 hat den Untertitel „Kampf und Arbeit“. Neben dem alljährlichen Überblick über das Münchener Kunstschaffen soll diesmal gleichzeitig eine thematische Ausstellung im Maximilianeum stattfinden. Die Ausstellung wird am 2. Mai eröffnet. Die Entloftung der Werke erfolgt im Maximilianeum vom 1. bis 15. März, 9—17 Uhr. Ausstellerpapiere ab 20. Februar im Sekretariat der Kunstausstellung, Maximilianstraße 26 und im Büro der Kameradschaft der Künstler München, Abteilung Bildende Kunst.

Über diese Veranstaltung wurde in Heft 3 unserer Mitteilungen ausführlich berichtet, doch ist die Ausstellungsleitung gern zu jeder näheren Auskunft bereit.

Kleine Nachrichten

Der Münchener Kunstverein (Hofgartenarkaden) erinnert diesmal in zwei Gedächtnisausstellungen an die oberbayerischen Maler Zeno Diemer und Heinrich Deuchert. Weitere fünf Sammelausstellungen zeigen Arbeiten von Peter Eichhorn, August zu Eulenburg, Julia Pontenow, Bröck, Gottfried Buttner und Friedrich Ott.



Tondichter Franz Dannohl,

der anlässlich seines 70. Geburtstages u. a. von Ministerpräsident Siebert sowie durch eine Ehren-gabe der Stadt München geehrt wurde.

Münchener Künstler-Festzug - vor hundert Jahren

Vor hundert Jahren gerieten die Münchner in den Bann eines Festes, wie es nur selten wohl seit jenen abenteuerlichen „Maskeraden“, welche Leonardo da Vinci zu Mailand und Florenz aufgeführt hat, gefeiert worden war. Die in der weltberühmten Kunst Ludwigs I. in München schaffenden Künstler hatten sich, um ihren großen königlichen Förderer zu ehren, einen Festzug und Spiele ausgedacht, die das Künstlerleben zur Zeit Albrecht Dürers verherrlichen sollten. Sie wollten einmal selbst in der Zeit sein, für die sie sich bildend und betrachtend mit so vieler Liebe begeisterten, in dem Leben drin stehen, dem sie so oft den Schein der Existenz geliehen hatten. Ausgehend von einer Idee des Genremalers Joseph Pezl bildeten sie ein Comité, in dem nun dieser sowie der Schlachtenmaler Montén, dann Kaspar Braun, der Gründer der „Fliegenden Blätter“, die Maler Bernhard Foltz, Seibertitz und Eugen Neureuther zusammen mit der Münchner Künsterschaft ein Werk vollbrachten, dessen Gesamtkosten 20 000 Gulden ausmachten. Endlich, am 17. Februar 1840, erschien der so sorgsam vorbereitete Dürer-Festzug auf dem Maskenball im Hoftheater. In seiner Wirkung noch durch eigens komponierte Chöre Lachner's und Stunz' gesteigert, übertraf er selbst die hoch gestellten Erwartungen des Publikums.

„Diese denkwürdige Erscheinung darf als eine geniale acht künstlerische Production angesehen werden“, nur von Künstlern können solche Spiele ausgehen“, schrieben andeutend die Zeitungen und weiter: „Wie das Ganze im Gedanken und in der Ausführung, in der Anordnung, in den Vorzeichnungen der Costumes und überhaupt in der Leitung und Führung von den Künstlern ausging, so gewannen sich auch Personen anderer Stände dazu, daher denn auch der Zug aus etwa 600 Individuen bestand. Die Absicht der Maskerade war ein charakteristisches und mannigfaltiges Bild aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorzuführen, mit besonderer Beziehung auf die Sage, nach welcher Kaiser Maximilian I. während einer Anwesenheit in Nürnberg Albrecht Dürern durch Verleihung eines Wappens (dem bekannten Künstlerwappens mit den drei Schilden) ausgezeichnet und Nürnberg zu Ehren des Kaisers verschiedene Festlichkeiten veranstaltet haben sollte. Von diesem Standpunkte aus entfaltete sich die Maskerade in einem Aufzuge der Bürger und Zünfte, der Stadt selbst (bei dem der Maler Spitzweg als Ratsschreiber fungierte), dem Zuge des Kaisers mit der Ritterschaft des Reiches und schließlich (der Jahreszeit entsprechend) einem Mummenschanz zur Beilegung. Der Zug trat um 8 Uhr im großen Hoftheater ein, hielt dort die Umzüge und bewegte sich durch den Foyer der könig-



Spitzweg auf dem Dürerfest

Eugen Neureuther

lichen Loge, durch die Corridors der königlichen Residenz und die Arkaden des Hofgartens über den von Pächlern und Fackeln erleuchteten, von dem Stadtvolk angefüllten Platz am Sauer in das Odeon. Hier wurde im Costume der Maskerade dem Kaiser ein prachtvolles Bankett bereitet (unter andern ward ein Fisch aus dem Wallersee von 82 Pfund aufgetragen) und der ganze Jubel mit einem Balle geschlossen. An der Spitze des Umzugs war der Zug der Zünfte, unter diesen zuerst Hans Sachs mit den Meistersingern, welche Gedichte verhielten, so dann — um Einige zu nennen — bei den Geiß- und Rotgeiern: Peter Vischer mit seinen Söhnen, unter den Ornamentenschneidern: Veit Stoss, unter den Malern: Albrecht Dürer, Michael Wöhlgemuth, Adam Kraft. Dem Zug der Bürger folgte der Kaiser und sein Gefolge, voraus eine Abtheilung Lenzknechte. — Jetzt eröffnete sich der dritte Zug, welchen Peter von Altenhaus, der Mummeremeister, auf einem Esel reitend anführte; Venus und Amoretten, sodann Gefangenen auf einem Wagen gezogen, sodann der Bachzucht, der Zug der Diana, zuletzt der Bergkönig mit Gnomern und Kobolden und einem Säckeimer, welcher eigens geprägte Münzen unter die Zuschauer auswarf. Die Costumes waren mit einem Reichtum und einer Feinheit und wiederum mit einer künstlerischen Freiheit ohne Ziererei und Schaufflitter ausgeführt, daß in der

That bei denselben aller Eindruck einer Mummerei verschwand. Figuren gingen vorüber, wie wenn plötzlich die Holzschnitte Hans Scheuffelins und Hans Burgkmairers, aus dem Theuerdank, aus dem Weib-Kunig oder aus dem Triumfszug Maximilians sich in Bewegung gesetzt und Männer und Frauen lebendig aus den Blättern jener Meister hervorgetreten wären...

Gottfried Keller, der einige Wochen später als hoffnungsvoller junger Maler in der Hauptstadt der deutschen Kunst eintrat, um hier sein Glück als „Eleve der Königl. Akademie der bildenden Künste“ zu suchen, machte das Fest durch seinen „Grünen Heinrich“ unsterblich. Dichterisch verklärt erscheinen in diesem Epos der Festzug und die feierlichen Szenen wieder, die Eugen Neureuther auf seinem großen Erinnerungsblatt und Rudolf Marggraf in dem Gedenkbuch für die Teilnehmer und Freunde des Dürerfestes festgehalten hatten.

Unter'm 23. April 41 schrieb er an den Maler Hegi nach Zürich:

Kaulbach malt mehrere der ausgezeichnetsten Figuren aus dem Maskenzuge mit Portrait. (Als Außenschmuck der Neuen Pinakothek.) Neureuther hat jüngst ein großes Bild, den ganzen Maskenzug darstellend, ausgestellt, nebst einem radierten Blatte, welches einen Landsknecht im Katzenjammer darstellt. Es ist der Maler Richter, der große, mit dem roten Bart, wie er noch im Kostüm vor der Staffelei sitzt, und zu arbeiten versucht, das ganze Gewühl und Getümmel des Zuges braust ihm noch durch den Kopf und zieht hinten durchs Zimmer.“

Am 2. März des Jahres 1840, am Rosenmontag, zogen die Künstler — dem inständigen Drängen der Münchner nachgebend — in ihren altertümlichen Gewändern einher. Wieder übten im Odeon die Meistersinger ihre uralten Lieder und trieben die Festfreudigen ihre tollen Spiele, bis der helle Schein der Morgensonne sie über ihren mittelalterlichen Träumen überraschte.

„Die Sonne stand hoch“, so berichtet Marggraf, „als der noch Achtung gebietende Rest des Zuges vom Odeon über die Maximilianstrasse nach dem englischen Kaffeehaus zog. Die Pracht der Farben und die charakteristische Formenschnitzerei der Costüme trug im Glanz der hellen Morgensonne erst recht aus. Einer staunte darüber den Andem an. Zu Wagen und zu Pferde begab man sich dann, noch im Costüm auf die Menterstraße. Leiterwagen mit Kränzen und Tennenreihen geschmückt, brachten Abends von dort die jubelnden, singenden Knappen, Landsknechte, Sitter und Bürger nach der Stadt zurück. Auch die zweite Morgensonne traf noch nicht Alle als Schlummernde...“

Nach alten Berichten von Theo Löbber



Der Sturm auf das Englische Caffé

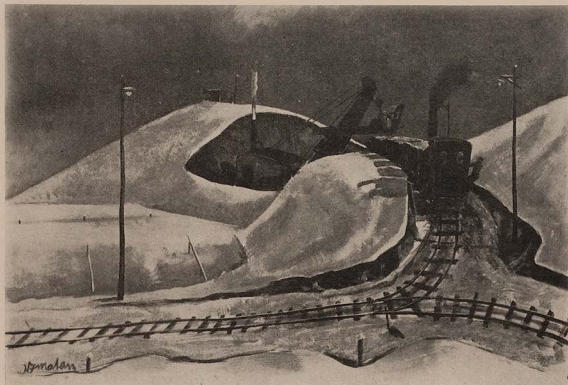
F. Richter

Landsknechte, unter deren Tracht sich die Akademikerwahl verbarg, vollführten hier einen „Sturm auf das Englische Caffé“, das der Sitz der einflußreichen Münchner Künstlervereine war und das in der Zeit der heutigen Deutschen Bank stand.



Am Morgen nach dem Dürerfest

Eugen Neureuther



Walter Schulz-Matan

Was der Schnee bedeckt

VON ANTON SCHNACK

*Die Felder im Geviert,
Den Weg, der sich ins Abendrot verliert
Und dann und wann an Wasserstellen friert.*

*Die Scheunendächer, schwarz und alt,
Des Wasserspeiers fletschende Gestalt;
Es kommt das Eis hinzu und macht ihn kalt.*

*Den Telegrafendraht,
Den Holzstoß und die Wintersaat,
Das Storchennest auf Turm und Wagenrad.*

*Die Hecken und Geländer an der Schlucht,
Die Brunnenschale und die Mauerflucht,
Das Dickicht, von der Not des Hasen aufgesucht.*

*Das hohe Berggestein,
Das windzerrupfte Vogelnest im Buchenhain,
Der Zaun bricht unterm Schnee in sich hinein.*

*Die Maulwurfshügel sind nun zugeweht,
Der Bauernbildstock auch, umsungen vom Gebet,
Der Grenzpfahl, der am Kreuzweg steht.*

*Die sturmumfegte Rhön,
In Thüringen die holden Sagenhöhn,
Die Spessartwälder, wild und märchenschön.*

*Das Straßenband im Land,
Die Bayerndörfer bis zum Fensterrand,
Den Kies der Flüsse und den Sand.*

*Die Schultern einer Gartengöttin aus barockem Jahr,
Der Mittelalterstädte kühne Giebelschar,
Das Strauchwerk hängt voll weissem Flockenhaar.*

*Den Ginsterhügel und den Veilchenhang.
Den Weg der Küssenden durch Duft und Vogelsang,
Das Grab des Mädchens, das der Liebende umschlang.*

Feldgraue Geschichten

Lina und „Marie“

Das Schicksal und des Bezirkskommandos Willen hat den Michel zu einem preussischen Truppentheil verschlagen. Sogar Skat spielen hat er dabei gelernt und mit der Zeit auch manche preussische Redensarten angenommen. Ohne jeden Arg schrie er drum eines Tages an seine Lina nach Hause: „Morgen gehts fort vom Bunker. Marschrichtung Ruhequartier! Da gibts Marie und da wird einmal richtig aufdraht — weißt es schon, wie.“ Das aber hätte der Michel besser nicht geschrieben. Vierzehn Tage später kam statt des gewohnten Feldpostpäckchens eine Karte. Auf der stand nichts als: „Wann des so ist und Du hast da andere Weiber, brauchst ja auch keine Packerln mehr von meiner mit Schmalz und Zigarren. Auf Nimmerwidersehn! Lina.“ — Woher sollte auch die Lina wissen, daß „Marie“ bei den Preußen so viel heißt wie „Dir-dar!“ hanns

Gesundheitszustand

Der Gefreite Hansgirgl stammt aus einer Gegend Bayerns, wo man sich noch auf eine sehr unkomplizierte Weise die Nase reinigt, so, wie vermutlich der Adam einst im Paradies: nämlich mit Daumen und Zeigefinger, ohne besondere Zutaten. Jetzt an der Front bekam nun der Hansgirgl einen Schuß ausgerechnet in seinen auch hygienisch so wichtigen rechten Unterarm. Wie sich leicht begreifen läßt, war das für seine Nase eine Zeitlang mit erheblichen Schwierigkeiten und Umständen verbunden. Als ihn daher neulich ein Bekannter im Heimatlazarett besuchte, gab er die folgende Auskunft über seinen Gesundheitszustand:

„Es geht scho besser. D' Nos'n dawisch i scho wieder mit dee Finga zum Schneuzn, bloß weggeschlenz'n so hoit no net, aba in ara acht Täg, glaab i, werd des aa wieder so weit sei.“ Fl.

Der „Chef“ auf der Stange

Westfront 1917.

Die Deutschen liegen den Franzosen seit Wochen im hartnäckigen Stellungskampf gegenüber. Das Stillhalten müssen in Dreck und Speck zerrt an den Nerven. Sturm und Angriff würden eine Erlösung bedeuten.

Der Kommandierende General v. E. fühlt mit den Truppen. Fast täglich findet man ihn in den vordersten Gräben. Er ist ein echter Soldat, hart wie Eisen, wenn es darauf ankommt, einen Befehl durchzusetzen, väterlich wohlwollend dem einzelnen Mann gegenüber.

Als er wieder einmal ganz vorne ist, kommt ihn ein menschliches Rühren an. Er sucht nach jenem nach rückwärts führenden Graben, der als Gang zu dem bewußten Orte mit einem ein Herz durchbohrenden Pfeil bezeichnet ist. Nachdem er ihn gefunden hat, bittet er seine Begleitung, zurückzubleiben.

Auf der Stange sitzt der schwäbische Landsturmmann Nocke. General von E. enthebt ihn jeglicher Gräuelpflicht durch eine entsprechende Handbewegung. Dann setzt er sich neben Nocke. Leutselig fragt er: „Nun, mein Sohn, wie gehts?“ „E bissle kalt, sonst gut, Herr Gene-



H. Vierthalers

ral“, antwortet Nocke. Dem Landsturmmann wird klar, daß seine große Stunde gekommen ist. „Herr General, nachdem mir jetzt grad so gemüthlich und einträchtig beinander hocket: wie wärs, wenn i vierzehn Tag Urlaub krieg dät? Mei Alte dir-hoim dät sich freu!“

Nachdem General von E. festgestellt hat, daß der Landsturmmann Nocke während der letzten zwölf Monate nicht in Urlaub gekommen ist, antwortet er: „Genehmigt, mein Sohn!“

Selbster pilgern sie vor zum Graben. Der General verabschiedet sich herzlich, Nocke dankt ihm überschwänglich.

Später sagt der Landsturmmann zu seinen ihm beglückwünschenden Kameraden: „Wenn i de „Chef“ doch öfter auf dr Schtang wrwische dät!“ Gs.

„...der muß haben ein Gewehr“

Von Gert Lynch

Groschen um Groschen war in die Sparsbüchse gefallen, und zwei Jahre sind eine lange Zeit. Nun war der große Augenblick da! Heiner warf die Schultasche in die Ecke, schlang ein paar Bissen hinunter und stürzte mit dem neuen, waffenscheinfreien Kleinkalibergewehr zum Dorfe hinaus, wo er von seinem Freund Fritz erwartet wurde.

Der nächste Weg der Jungen, deren Vater im Felde waren, galt der Schuttlade in der Senke. Hier suchten sie nach geeigneten Dingen. Es fanden sich leere Medizinflaschen, verrostete Konservendbüchsen und angebrochene Teller, Tassen und Tongefäße. Fritz zog auch eine Petroleumlampe aus blauem Glas und eine grünschillende Gartenkugel aus dem Abruam. Heiner förderte eine mit Tulpen bemalte Vase ohne Boden zutage und einen lecken Nachtopf aus Emaille. Schließlich entdeckten sie noch einen alten Sack, den sie mit den erbeuteten Dingen füllten. Fritz faßte den Zipfel, Heiner den Bund. So trugen sie die für ihre Zwecke köstliche Sammlung zur Sandgrube hinüber.

Die alte ausgediente Sandgrube, die dem Schloßgutsbesitzer gehörte, glich einem langen Darm, dessen Rückwand als Kugelfang wie geschaffen war. Auf halber Höhe der schrägen Rückwand kümmerte eine fast entwurzelte Föhre, die mit einem Erdrutsch von oben abgesackt war. Zu dieser Föhre schleppen die Jungen den Sack. Dann machten sie sich an die Arbeit und behängten den Baum mit den gesammelten Gegenständen. Fürwahr ein phantastischer Baum, der bei jedem Windstoß mit Glocken aus Blech und Scherben läutete, und auf dessen Wipfel, plump darübert gestülpt, der emaillierte Nachtopf thronte.

Und dann war es so weit. Reichlich wurde die Entfernung gemessen. Heiner zitterte vor Begierde, als er den Kolben zum ersten Schuß an die Backe klemmte. — Fehlgeschossen. — Doch der zweite Schuß saß. Eine Medizinflasche spritzte auseinander. Fritz kam an die Reihe. „Bum“ machte es, — und eine Blechbüchse pendelte hastig an ihrem Faden. Schuß auf Schuß knallte, und der Widerhall zuckte

VolkskunsthauS



Witte

**Dirndl-
Trachten-
Dekorations-
Bezugs-Stoffe**

Bäuerlicher Hausrat

MÜNCHEN, RESIDENZSTR. 3

Telephon 243 05

Feitz Müller

Mal- und Zeichenbedarf

MÜNCHEN 2

Theresienstr. 75

Telefon 53572

Gegr. 1890

lustig hintern. Die Jungen strahlten. So schön wie heute war es noch nie gewesen.

Johann, den Großknecht, der hinter dem Schloßpflügte, plagte die Neugier.

„Willst“, sagte er zum Pferdejugen, „lauf doch mal zur alten Sandgrube hinüber und schau nach, was dort geschossen wird.“

— Willst schien nur auf die Weisung geantwortet zu haben. Er setzte sich augenblicklich in Trab und hielt ihn durch, bis er im Hohlweg vor der Sandgrube verschwand.

Johann ackerte weiter. Als er drei lange Furchen hinter sich hatte, tauchte noch immer kein Will auf. Dafür knallte es drüben um so eifriger. Johann hielt an, knüpfte die Leine an den Stütz und machte sich selbst auf, um nach dem Rechten zu sehen.

Er stiefelte querfeldein und schnitt ein gutes Stück Weg ab. Kurzatmig gelangte er in die Sandgrube und wurde gerade Zeuge, als der Will eine blanke Kaffeetasse vom Baume schoß. „Verflucht! Bengel“, polterte er, „hier schießt er Henkel-taschen, und drüben wartet die Arbeit!“

Da soll doch gleich ein Donnerwetter — „Schimpf nicht, Johann“, lachte Heiner. „Ich habe nämlich ein neues Gewehr.“

Willst auch mal schießen?“ Mit diesen Worten nahm er dem Pferdejugen das Gewehr, lud es, und drückte es dem alten Johann in die schwieligen Finger. In Johann flogen Erinnerungen auf. Lange hatte er kein Gewehr mehr gehalten. — Er legte an, zielte bedächtig auf einen Suppenteller, und peng klirrte die Scherben vom Baume herab. — „Nochmal“, sagte er freudig. Es wurde wieder ein Treffer. „Alle guten Dinge sind drei“, fuhr er fort.

„Was soll denn das heißen?“ schrie da der Verwalter, der den Großknecht zur Sandgrube hatte laufen sehen und ihm gefolgt war. „Verdammt Schweinerei! Unter der Arbeit lauft ihr davon und treibt Kinderen mit Knallbällen. Ihr solltet Euch wirklich schämen!“

Heiner fürchtete, der Verwalter werde das Schießen in der Sandgrube verbieten, und trat vor: „Wir schießen mein neues

Pappel im Raufreif

Von

Hans Pflug-Franken

Zerbrechliches Gebild, gehaucht aus Glas,

So steht der Pappel weißes Filigran.

Doch rührte diesen Baum nur Nebel an,

Mit milder Hand, die Zauberkraft besaß.

Er stand schon Jahr um Jahr im Ufergras,

Wie eine Lanze, aufgesteckt und steil.

Wie Wehr und Wacht und wie ein Sonnenpfelz;

Doch nie wie ein Gebild aus hellem Glas.

Nur als der Nebelmorgen blau begann

Das Land zu hüllen und den letzten Traum,

Geschah es und es legte sich ein Bann

Um alle Dinge und um Zeit und Raum.

Und alle Schöpfung hielt den Atem an —

Und einsam stand im Tag der weiße Baum.

Gewehr ein, Herr Verwalter. Eine Spezialkonstruktion, und waffenscheinfrei. Wir schießen auf die Föhre dort hinten. Wollen Sie mal probieren?“ —

Der Verwalter blickte zuerst auf den Jungen, dann auf das nagelneue Gewehr, und dann auf die Zielföhre, wo — weiß Gott — eine blaue Petroleumlampe baumelte. Das gab den Ausschlag. „Toll“, flüsterte er, ergriff wie im Bann das Ge-

wehr, legte an, zielte und drückte ab. „Kling“, schallte es, und die blaue Petroleumlampe war gewesen. Heiner reichte bereitwillig eine zweite Kugel.

Als die Knallerei gar kein Ende nahm, öffnete der Schloßgutsbesitzer das Fenster und stellte fest, daß die Schüsse in der Nähe der alten Sandgrube fielen. Er mußte doch einmal nachsehen, was es dort gab.

Kurz entschlossen sattelte er die Stute, die ohnehin Bewegung brauchte, und sprengte hinüber. Lauter knallten die Schüsse. Bravourrufe erschollten. Verwundert lenkte der Reiter in den Hohlweg der Sandgrube hinein.

Fast wollte er seinen Augen nicht trauen. Seine Leute, die er bei der Arbeit wählte, feierten! Verwalter, Großknecht und Pferdejugen vergnügten sich, rührend vereint, mit einem Schießsprügel. Dem Gutsbesitzer schwoll der Kamm. Geladen ritt er unter die Leute, die betroffenen zur Seite traten. „Wollen Sie mir erklären...?“

fuhr er den Verwalter an.

Dieser, in heller Begeisterung, streckte dem Freiherrn das geladene Gewehr hin-auf. „Beste deutsche Qualitätsarbeit, dieser Stützen, schießt wie der Teufel! Herr Baron sollten ihn unbedingt versuchen. Dort steht der Zielbaum. Vielleicht nehmen Sie etwas aufs Korn?“

Der Freiherr blickte übermüdet auf jenen Zielbaum und erspähte auf seinem Wipfel einen umgestülpten, verbauten Nachtopf. Er war nahe daran, böse zu werden, doch ein unabänderlicher Drang, wie er ihn seit Schulzeiten nicht mehr gespürt hatte, gewann die Oberhand. Er hatte in seinem Leben wohl schon auf alles geschossen, das man zu schießen pflegt, — niemals aber auf einen aufgebäumten Nachtopf. Und der Baron, hoch zu Roß, riß das Gewehr an die Backe, gab Feuer, und knallte den Nachtopf, von dem jauchend die Glätte spritzte, vom Baume herunter, während Heiner, Fritz, Pferdejugen, Großknecht und Verwalter beifällig klatschten.

Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
Das gemischte Wein-Lokal
Täglich Stimmungs-Schrammeltrio

Maßschneiderei
Josef Bieb
München, Dachauerstr. 54/55
nähe Hauptbhf. Tel. 54131
Beste Qualitätsstoffe, Tadellos
Schnitt u. Verarbeitung. Mäß. Preise

Blumen Janke-Bastian
München, Promenadestr. 15, Ecke Prannerstr., Tel. 122 57

HEINLOTH & Co. KDT-GES.
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Kraftnahrung
für Herz und Nerven.

Dr. Klebs Lezithin-Haustrom-Kreisl., durch starke Anspannung, durch Leiden und im Alter, an Lezithin versetzten Nerven. Dessen Beseitigung wirkt beruhigend, schmerzstillend und fördert überraschend gewissen (nicht verletzlichen) Schlaf. Beweise: Die zahlreichen beglückten Dankeschreiben, eine interessante Lektüre, kostenlos zu beziehen durch

Dr. E. Klebs, Nahrungsmitte-Chemiker,
Herrn d. bekannten Jagdwurst, München J. 15, Schleierstraße 25

Beziehen Sie
sich bei Jhen
Einkäufen
auf die
„Jugend“



Taschen, Koffer, Rucksäcke, prima
Lederwaren, Touristen-Artikel
Münchener Werkstätten
für Sport-, Lederwaren, eling. G. m. B. H.
Augustenstraße 1 / Telefon 14887



Photo
SPEZIALGESCHÄFT
Braun
am Starnberg, Bahnhof
Arnulfstraße 5
Apparate • Film
Amateurarbeiten

Verlangen
Sie
überall
die
„JUGEND“

C. WEISHAUPT
HOF-SILBERSCHMIED
Gold Silber
SCHMUCK GERÄTE
Seit 1692 im Familienbesitz
München - Eigene Werkstätte - Marienplatz 29

MARIE BRAUN
HAUS FEINER DAMEN-MODEN
Residenzstraße 6/II - Telefon 24 224

Klischee's
für Reklamezwecke
Kunstl. Entwürfe
u. Zeichnungen
liefert
MÜNCHENER KLISCHEE-ANSTALT
KANALSTRASSE 3 TELEFON 27667

HORST STOBBE

Bücherstube / München / Ritter-v.-Epp-Platz 8

Moderne Buchkunst und Graphik
von Menzel bis zur Gegenwart

Katalog auf Wunsch kostenfrei

Büro-möbel
Bücher präsentiert und gut
Münchener
Bürobedarf
Kunstschöpfung
München
Hofschmied Str. 30
Telefon: 4301, 4343
Entwerfen Sie unterbreit. Katalog mit Angebot

CAFÉ LUITPOLD

Die vornehm-gemütliche
Gaststätte Münchens

SEHENSWERTE RZUME PALMENGARTEN

Täglich nachmittags u. abends
erstklassige Künstlerkonzerte

Hofmann - The Radiomann

Baaderstraße 55 / Fernsprecher 26 409

Auf Wunsch
Teilzahlung.

Kühlschränke
STAUBSAUGER

Alle Rundfunk-Marken-Apparate
Moderne Werkstätte

Münchener Gobelin-Manufaktur G.m.b.H.

München-Nymphenburg / Anfertigung von Wandgobelin, Möbelbezügen und
Bodenteppichen nach antiken Vorlagen und modernen Entwürfen / Reparatur beschädigter Stücke

Zeichenpapiere

„STAHLWART“ hochtransparent u. äußerst zäh

Alles für des Konstruktionsbüro

ZEICHENBEDARF Otto Schiller

München, Briener Str. 34, Tel. 57 650

Abebau München

Hans Seibold

Sonnenstraße 15
neuen Postcheckamt
Tel. 592339
597332

Büro-Möbel
aus Holz
und Stahl
sofort lieferbar

aus Holz
und Stahl



H. Vierthaler

Unterschied

„Herrschafsa, stell di doch net genau so dumm o als wie
die neu Stallmagd. Du bist doch a Oibis und loss kash.“

Liebe Jugend!

In einem Gymnasium sind unter den
Schülern ein paar richtige Lauser. Sie
sauen in den Luftschutz-Laufgräben, die
unweit der Schule sind, umeinander, als
selen sie rein zu ihrem Vergnügen angelegt.
Aber natürlich, zum Soldatenspielen
gibts nichts Schöneres.

Das ist ein großer Unfug, sagt der Herr
Oberstudiendirektor und gibt ein Rund-
schreiben durch, in dem er unter anderem
feststellt: „Die Laufgräben dürfen nur be-
nutzt werden, wenn man in Not ist.“ te.

Karl Rauchenberger

Architektur-Modelle

München 2, Theresienstr. 9/Tel. 22084

Wiener Kunstversteigerungshaus

A. Weinmüller, Wien I, Batentamtstr. 11, Fernruf 823-265

Kunstauktionen / Ausstellungen

Übernahme ganzer Sammlungen und wert-
voller Einzelstücke: Gemälde alter und
neuer Meister, Antiquitäten, Möbel, Plastik,
Tapisserien und Teppiche, Münzen, Me-
dailien, Graphik, Bücher, Handschriften usw.



Sr. KORSETT- u. WÄSCHE-
SPEZIAL-GESCHÄFT

Juliane Klopfer

MÜNCHEN

THEATINERSTR. 49, Tel. 2 68 91
NEUHAUSERSTR. 13, Tel. 12071

Werke

Zeitschriften

Kataloge

Graph. Kunstanstalt W. Schütz

München, Herrenstr. 8-10, Telefon 20763

Gutsitzende

Augengläser

Theatergläser
Feldstecher

Photo-Apparate
und Zubehör

in großer Auswahl
bei den deutschen Fachleuten

Morgenstern & Herder
Bayerstraße 7 rechts neben
Mauthäuser

Haar-Sorgen?

vertreten, verteidigt, rüdig
anbitteln allen Fällen
DANN MURR
MÜNCHEN-RESIDENZSTR. 18

Pianos und Flügel

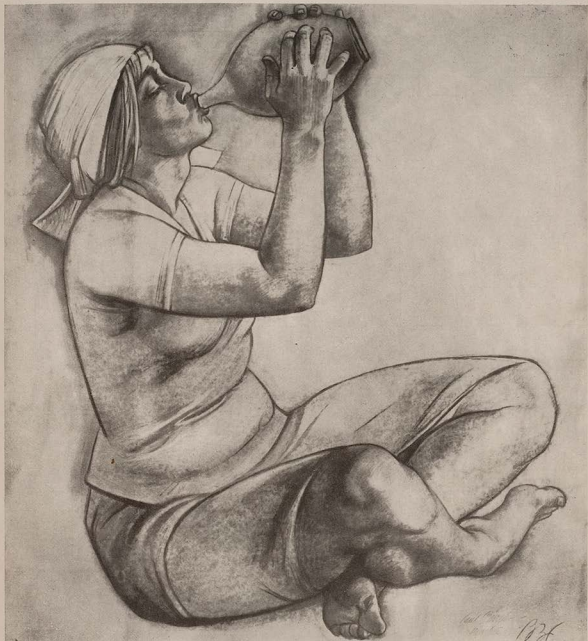
neu und gebraucht. Auf Wunsch Teilzahlung, sehr preiswert bei
PIANO-SCHERNER, Dönerstr. 22/II, zug. d. Reichsallee

Besuchen Sie einmal
MÖBEL - FREYTAG
Pasing / Telefon 80077
Endstation der Linie 19, zwi-
schen Bahnhof u. Marienplatz
und Sie werden überrascht sein -
Annahme von Darlehensanträgen!

1940 / JUGEND Nr. 7 / 12. Februar 1940

Verantwortlich für die Schriftleitung: Wilhelm L. Kristl, München; für Bildende Kunst: Josef Oberberger, München; für Anzeigen: J. Zercher, München / Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Herstr. 10, Tel. 27682 / Druck: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München 22, Herstr. 8-10, Tel. 20763 / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck strengstens verboten / Copyright by Karl Schilling-Verlag, München, Bayerstraße 10, zu richten / Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“; Karl Schilling-Verlag, München, Bayerstraße 10, zu richten / Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden / Rücksendung erfolgt nur bei beigefügtem Porto / Postort München

Einzelpreis 40 Pfennig



Paul Bürck

Verkehrte Welt

Des Abends, wenn ich früh aufsteh',
Des Morgens, wenn ich zu Bette geh',
Dann krähen die Hühner, dann gackelt der Hahn,
Dann fängt das Korn zu dreschen an.

Die Magd, die steckt den Ofen ins Feuer,
Die Frau, die schlägt drei Suppen in die Eier,
Der Knecht, der kehrt mit der Stube den Besen,
Da sitzen die Erbsen, die Kinder zu lesen.

O weh, wie sind mir die Stiefel geschwollen,
Daß sie nicht in die Beine 'nein wollen!
Nimm drei Pfund Stiefel und schmiere das Fett,
Dann stelle mir vor die Stiefel das Bett.